

Nr. 273 Bydgoszcz / Bromberg, 30. November 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(2. Fortsetzung.)

Wieder sah er sie an. Er liebte sie nicht mehr. Er hatte sich befohlen, sie nicht mehr zu lieben und seine Willenskraft war stärker als Herz und Gefühle und brausendes Blut und jahrelanges, zurückgedämmtes Begehren. Vor ihm stand ein völlig fremdes Mädchen in abgerissenen Kleidern, schief gelaufenen Schuhen, mit unordentlichem schwarzem Haar, von dem man nicht ohne weiteres sagen konnte, ob es dauergewellt oder natürlich gelockt war, großen verhungerten Augen in einem gelblichen, blassen Gesicht, mit zu langem Hals und einem jungen gut proportionierten Körper — ein junges Mädchen, das ihn kalt ließ und keinerlei Interesse in ihm erweckte. Es sprach mit einer spröden unbeherrschten Stimme und war weder angenehm noch besonders unsympathisch. Er konnte sie nehmen, so gut wie jede andere, und er brauchte sie nicht zu nehmen. Sie war keine erstklassige Sekretärin, das hatte sie ihm gesagt. Nun, wenn man sich Mühe gab, würde man ihr noch ein bißchen Geschicklichkeit beibringen können. Andere Sekretärinnen würden andere Fehler haben, nach Parfüm riechen, oder lispeln oder Plattfüße haben. Sie war Vollwaise, das allerdings traf sich schon besser. Sie stand anscheinend zu keinem Menschen in Beziehung, noch besser! Außerdem schien sie zu hungrig, um nicht zu allem bereit zu sein.

„Es ist gut“, sagte er, und drehte sich von ihr fort zum Fenster hin.

Edith atmete auf. Sie fühlte, wie die Tränen ihr in die Augen kamen, unfreiwillige, lästige, nervöse Tränen, und war von Herzen dankbar, daß er aufgehört hatte sie anzustarren mit jenem musternden kalten Blick, der zu der harten Stimme paßte, die vorher „Herein“ gerufen und jetzt „Es ist gut“ gesagt hatte.

Sie zitterte plötzlich vor Erlöstheit und Dankbarkeit. Die furchtbare Anstrengung war zu Ende, die Anspannung löste sich. Sie würde Geld verdienen ... und essen können! Richtig essen können!

„Wann ...“, fragte Edith, „... wann darf ich meine Stellung antreten?“

„Kommen Sie heute nachmittag um fünf Uhr. Ich nehme an, daß Sie sich bereitfinden werden, mich auf meinen Reisen zu begleiten, sonst müßte ich auf Sie verzichten. Außerdem lege ich größten Wert auf Diskretion und bitte Sie, möglichst keine Fragen zu stellen. Ich werde Ihnen sagen, was und wie und wann Sie zu tun haben, im übrigen können Sie mit Ihrer freien Zeit tun, was Sie wollen. Nur keine Fragen! Fragen machen mich nervös. Es ist doch wahr, daß Sie keinerlei Rücksichten auf andere Leute zu nehmen haben? Sie sagten es wenigstens vorhin. Wie?“

„Ja“, entgegnete Edith dankbar, daß er es aufgegeben hatte zu schweigen und sie sprechen zu machen.

„Sehr angenehm, denn meine Entschlüsse werden je nach Lage der Dinge etwas sprunghaft sein; es wäre mir sehr unangenehm, Sie dann berücksichtigen zu müssen.“

„Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung“, sagte Edith.

Wieder streckte er, ohne sich umzusehen, den Arm aus und legte seine Brieftasche auf den Schreibtisch.

„Nehmen Sie sich, was Sie brauchen“, sagte er. „Sie haben vorhin um einen Vorschuß gebeten. Es ist mir einerlei, wie hoch Sie ihn bemessen wollen.“

Edith stand unschlüssig vor der Brieftasche. Sie wagte es nicht, sie anzurühren.

„Darf ich ...“, fragte sie schließlich, „darf ich mir zweihundert Frank nehmen?“

Er rief fast ungeduldig: „So nehmen Sie doch, was Sie wollen. Ich habe Ihnen doch gerade gesagt, Sie sollten möglichst keine Fragen stellen. Halten Sie mich denn für einen Idioten, daß ich Ihnen meine Brieftasche gebe, anstatt ein paar Scheine. Ich weiß nicht, wieviel Sie brauchen, es interessiert mich auch gar nicht. So machen Sie doch zu.“

Edith fuhr bei dem Klang seiner Stimme zusammen. Sie war es gewohnt, angeschrien und ungeduldig behandelt zu werden, aber irgendwie hatte sie es nicht erwartet, gerade von ihm angegrobst zu werden. Es ist eine Probe, dachte sie. Er will nur mich und meine Ehrlichkeit prüfen. Plötzlich erschien ihr der Mann unheimlich.

Da sagte er: „Ich nehme an, daß Sie Garderobe brauchen, Ihr Kleid sieht miserabel aus, Ihre Schuhe ebenfalls. Sie haben weder Hut noch Handschuhe. Kaufen Sie sich, was Sie wollen, soviel Sie wollen, damit Sie wenigstens anständig aussehen. Und lassen Sie sich das Haar waschen ...“

Edith errötete heftig. Worte formten sich auf ihren Lippen, aber sie schwieg, aus Angst ihn noch mehr zu erbosen und ihre neue Stellung auf Spiel zu setzen.

„Danke“, flüsterte sie und griff nach der Brieftasche. Noch immer traute sie ihm nicht.

„So nehmen Sie doch die Tasche“, rief er, „und machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich sehe Sie heute nachmittag um fünf Uhr. Ich werde Ihnen bis dahin ein Zimmer im Hotel nehmen. So gehen Sie doch endlich!“ Er schritt an ihr vorbei, öffnete die Tür zu einem Nebenzimmer und warf die Tür heftig hinter sich ins Schloß. Ein Bild an der Wand begann zu schaukeln und die Fenster in ihren Rahmen klirrten. Edith steckte die Brieftasche wie im Traume ein und lief aus dem Zimmer, die Treppen hinunter und durch die Halle, an dem Portier vorbei, der sie anhielt und nach ihrem Passierschein fragte. „Hier, bitte“, sagte sie und lief weiter durch die Drehtür auf die Straße. Sie lief noch ein ganzes Stück die Champs Elysées hinauf. Er ist verrückt, dachte sie, ich habe noch nie einen so verrückten Menschen gesehen. Plötzlich wußte sie, daß sie

Angst hatte. Ich brauche ja nicht wieder ins Imperial zu gehen, beruhigte sie sich. Ich brauche um fünf Uhr ganz einfach nicht zu erscheinen. Was will er machen? Er weiß zwar meinen Namen, aber ich könnte ja abreisen . . ., wenn in der Brieftasche wirklich Geld ist, und alles nicht doch eine Finte war, eine Falle, um mich hereinzulegen. Sie raste die Treppe zur Metro hinunter, drängte sich durch die Menschenrudel, die auf die Untergrundbahnen warteten und verschwand im öffentlichen Waschraum. Hier, vor allen Blicken sicher, öffnete sie die Brieftasche, die aus schwarzem Saffianleder war und auf der vorderen Klappe zwei kleine in Gold gepreßte Initialen trug: M. N.

Zwanzig Tausendfrankscheine fielen ihr entgegen.

Edith stand zitternd in dem schlecht gelüfteten Waschraum einer Pariser Untergrundbahn. Ich bin reich, dachte sie. Ich könnte wirklich abreisen. Ist könnte zu Dobbs fahren, er würde mich schon engagieren er hat immer gesagt, wenn ich meine eigenen Kostüme stellen könnte . . . Auf jeden Fall: ich könnte durchhalten, eine ganze Zeitlang, bis ich etwas finde. Ich brauche wirklich nicht um fünf Uhr wieder im Imperial sein. Kein Mensch auf Gottes weiter Welt kann so verrückt sein, daß er einem armen Mädchen zwanzigtausend französische Frank in die Hand drückt und dann erwartet, daß es wieder kommt.

Vielleicht erwartete er es auch gar nicht.

II.

Edith Zylander rief, nachdem sie bei einer erstaunten und vor Verblüffung fast sprachlosen Wirtin den Ring mit der schwarzen kleinen Perle eingelöst und die so lange fällige Rechnung bezahlt hatte, ein Taxi herbei. „Place de l'Opera", sagte sie und ließ sich in den Sitz zurückfallen. Das Verdeck war zurückgeklappt, der Wind streichelte sie sanft und lockend. Es war Jahre her, seit sie sich ein Taxi hatte leisten können. Plötzlich war sie wieder zwanzig Jahre und freute sich auf neue Kleider.

Als allererstes kaufte sie einen Koffer. Einen mittelgroßen Schrankkoffer aus weißem Leder, genau jenen Koffer, den sie sich seit langem gewünscht hatte. Dann kaufte sie sich ein Necessaire. Sie wußte, daß es unpraktisch war. Immer hatte ihre Mutter Necessaireköfferchen als den größten Bluff verlacht, weil man die Fläschchen verlor, oder weil sie ausliefen und, wie es auch sein mochte, Platz fortnahmen. Edith aber kaufte es und ließ ihre Initialen sofort einbrennen. Dann kaufte sie zehn Paar anständige Strümpfe und fünf Paar besonders gute für festliche Gelegenheiten. Dann kaufte sie vier Paar Schuhe. Darunter ein Paar silbergoldene Abendsandalen. Dann kaufte sie ein halbes Dutzend Hemdchen, ein Dutzend Höschen, zwei Pyjamas und zwei Nachthemden. Schließlich kaufte sie sich ein graues Kostüm, ein Abendkleid, vier andere Kleider und einen Mantel. Dann kaufte sie drei Hüte und zwölf bunte und zwölf weiße Taschentücher. Dann kaufte sie drei Handtaschen und als letztes eine Flasche Parfüm und einen neuen Lippenstift.

Aber als sie mit allen Sachen auf der Straße stand, konnte sie nicht umhin noch ein Veilchensträußchen zu kaufen. Da sie der Sache „Miller" immer noch nicht traute und nicht wußte, ob sie wirklich ein Zimmer im Hotel Imperial vorfinden würde, ließ sie sich wiederum zur Untergrundstation fahren und verschwand im Waschraum. Dort packte sie mit Hilfe der Toilettenfrau, der sie ein reichliches Trinkgeld gab, ihre Sachen aus, ordnete sie im Koffer und zog das neue graue Kostüm an. Dann nahm sie wiederum ein Taxi und ließ sich ins Hotel fahren.

Ein Boy trug Koffer und Handtasche hinein.

Als sie zur Anmeldung trat, sagte man ihr: „Zimmer 275 ist von Mister Miller für Sie reserviert."

Edith wurde heftig rot.

Ihr entging der Blick nicht, den der junge Mann, derselbe vom Morgen, ihr zuwarf. Auch er mußte ihr verändertes Aussehen bemerken. Wahrscheinlich hielt er sie für die neue Freundin des verrückten und scheinbar reichen Amerikaners. Ein großes breites französisches Bett stand auf einer Art Estrade. Es sah mit seinen Spitzenkissen und seinen weichen rosaseidenen Decken einladend genug aus und kaum war der Boy verschwunden, warf sich Edith mit vollem Schwung auf das Bett und lachte vor Befriedigung, daß es tatsächlich weich war und nicht in allen Federn quietschte. Die Hotelleitung hatte eine Schale mit Obst und einen Strauß rosa Rosen ins Zimmer stellen lassen und Edith biß in einen Apfel und dann in eine Birne und sie waren weder aus Wachs noch alt und vertrocknet, es waren teure delikate Früchte und sie schmeckten köstlich. Sie ging in das Badezimmer hinüber und drehte alle blitzenden Hähne auf und jeder einzelne funktionierte. Sie setzte sich auf den Rand der Badewanne und stützte nachdenklich den Kopf in die Hände. Wie lange war das her, daß sie in einem teuren und hübschen Zimmer gewohnt hatte? Jahre. Viele Jahre. Sie erinnerte sich plötzlich an die früheren Reisen in ihrer Kinderzeit, wo Maria Zylanders Manager für die berühmte Sängerin und ihre kleine Tochter die Appartements in den besten Hotels aussuchte, wo die Zimmer voll Blumen standen und Kati, die Jungfer, stets verzweifelt Ordnung zu schaffen suchte, denn Maria Zylander hatte nicht das geringste Gefühl für Ordnung. Und jetzt saß ihre Tochter in einem guten Hotel und Blumen und Obst hatte man für sie hinaufgeschickt.

Edith starrte jetzt, ohne etwas zu sehen, vor sich in den Spiegel, der in die Verbindungstür eingelassen war. Gestern abend hatte sie sterben wollen, heute morgen hatte eine dicke Frau sie aus ihrer ärmlichen Behausung herausgesetzt und jetzt plötzlich . . . Sie begriff es nicht und wieder überfiel sie ein Gefühl von Angst. Es war wie im Märchen, aber es war lächerlich und leichtsinnig, heutzutage an Märchen glauben zu wollen. Irgend etwas konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Wer war dieser Mann, dieser Miller? Er trug dunkle Augengläser und einen langen blonden Bart und hatte keine Manieren. Plötzlich fielen ihr allerhand Geschichten ein, Mädchenhändler . . . sie schauerte zusammen. Warum war sie wiedergekommen? Warum? Niemand hatte sie gezwungen, sie war dem Rausch des Geldes unterlegen, der Freude an neuen Dingen, dem Gefühl, kaufen zu können, was sie wollte. Sie stand auf. Noch war es Zeit. Noch war es nicht fünf Uhr, die Stunde, zu der er sie zu sprechen wünschte. Noch konnte sie ihre Sachen zusammenpacken und ganz einfach fortgehen. Niemand würde sie anhalten. Warum tat sie es nicht? Warum blieb sie? Sie rannte unruhig mit langen Schritten durch das Zimmer. Warum gab es niemanden, mit dem sie sprechen, den sie um Rat fragen konnte?

Da schlug die Uhr fünfmal. Edith riß sich zusammen und klopfte kurz darauf an Millers Tür.

Wieder erschallte das kurze „Herein". Aber diesmal stand Miller nicht am Fenster, sondern er saß vor dem kurzen Schreibtisch, aber wiederum kehrte er ihr den Rücken zu. Und wie am Morgen, so blieb Edith auch diesmal auf der Schwelle stehen. Und wiederum schien er von ihrer Anwesenheit keine Notiz zu nehmen und zwang sie als erste zu sprechen.

„Guten Abend", sagte Edith. „Hier bin ich. Sie hatten mich bestellt."

„Ich möchte", sagte der Mann, „Sie bitten, in Zukunft pünktlich zu sein."

Edith warf einen Blick auf die elektrische runde Uhr über der Tür. Es war noch nicht ganz zwei Minuten nach fünf.

„Ich bitte um Verzeihung", flüsterte sie und dann Mut fassend: „Hier ist das restliche Geld."

Sie zog zehntausend Frank aus der Tasche und legte sie neben ihn auf die Schreibmappe, die er zur Seite geschoben hatte. Jetzt war der Rückweg, jetzt war die Flucht abgeschnitten, denn was sollte sie ohne Mittel anfangen? Zehntausend Frank. Warum gab sie sie ihm wieder? Er hatte sie nicht gefragt, wieviel sie ausgegeben, wieviel sie übrig hatte.

„Geben Sie mir Ihren Paß", sagte Miller und sah sie nicht an, und als Edith zögerte, fügte er fast schroff hinzu: „oder sollten Sie etwa keinen besitzen?"

Edith kramte in ihrer Handtasche und legte das Dokument vor ihn hin. „Verreisen wir?" fragte sie. Er wandte sich ihr, den Paß ergreifend, zu und sah sie kopfschüttelnd an. Ihr fiel ein, daß er verboten hatte, Fragen zu stellen.

„Das werden Sie sehen", antwortete er kurz. „Auf jeden Fall möchte ich nicht in letzter Minute durch eventuell fehlende Einreiseerlaubnisse an meinen Plänen gehindert werden." Er sah sie flüchtig und doch scharf musternd an. „Es ist gut", sagte er, „daß Sie sich haben frisieren lassen. Sie sahen vorher wie eine Zigeunerin aus. Im übrigen brauche ich Sie heute nicht mehr. Morgen früh um elf Uhr, aber bitte pünktlich und halten Sie Ihre Koffer gepackt."

Edith blieb unschlüssig stehen. Wieder fühlte sie den Blick seiner Augen, die die dunklen Gläser verdeckten.

„Wenn Sie Angst haben", sagte Miller leise und schnell, „so brauchen Sie es nur zu sagen. In diesem Falle möchte ich Sie aber bitten mir es sofort zu sagen, damit ich mich nach jemand anderem umsehen kann."

„Ich habe keine Angst", erwiderte Edith und fühlte ihr Herz schnell und schmerzhaft klopfen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Adelita-Lied.

Erzählung von Berti-Eva Minden

Fern donnerte die Brandung des Ozeans.

Sie ritten den Maisfeldern zu.

„Gebt dem Hengst frei, Señor", sagte der Indio, „Tontelaia wartet."

Der Deutsche hob das Gesicht vom Hals des Pferdes und sah den schlanken Burschen auf der gelben Stute verständnislos an.

„Tontelaia wartet —"

Jorn hob sich im Sattel auf. Wie Blei waren die Glieder. Verflixt, dachte er, das Fieber sitzt mir wieder in den Knochen.

„Wir hätten wohl nicht zum Ozean reiten sollen, Rodrigro?"

„Nein, — denn Ihr habt zu lange im Meer gelegen —"

„Wie lange reiten wir jetzt?"

„Ihr habt zwölf Zigaretten geraucht, Señor."

Sie schwiegen wieder und ritten der Nacht zu, die im Osten blau am Himmel aufzog.

Rodrigro griff in die Tasche nach einem letzten Streifen gedörrten Fleisches, kaute und zerrte an den ledernen Fasern. Riesengroß begannen die Sterne am Firmament aufzusteigen. Aus der Ferne kam Hundegekläff.

„Das sind die Bestien von Yukara. In drei Reitstunden ist Carataribo erreicht, Señor."

Maisfelder schoben sich den Weg hinan. Die Stauden standen mannshoch. Die Blätter fächelten leise im Wind. Der Deutsche verhielt plötzlich und sprang herab. Er brach sich einen Maiskolben. Der war gelb, reif und roch süß. Er kam zurück und setzte wieder auf.

„Es war ein deutsches Schiff", sagte er.

„Welches, Señor?"

„Das im Ozean fuhr. Sahst du nicht? Es kam von Vera Cruz. Es hatte ‚Heimroute'".

„Was ist ‚Heimroute', Señor?"

„Nach Haus, Rodrigro, — nach Haus."

Vielleicht habe ich doch zu lange im Meer gelegen, dachte Jorn und zog die goldenen Maishaare durch die Finger. Rodrigro aber dachte: Was spricht der junge Deutsche von Ozean, Schiffen und Heimrouten, wenn Tontelaia, die Schönste am Girijalva, Maisfladen für ihn bäckt.

Zur Seite zog sich der Girijalva. Yukaras Häuser lagen im Rücken. Rodrigro deutete zu den dunklen Wäldern jenseits des Flußlaufes hinüber: „Der Jaguar streift wieder, sagt man in Yukara, Señor!"

Jorn, der Jaguarjäger, nickte nur halb, warf aber dann jäh den Maiskolben in die Flut und jagte quer über den Plan. Eingezäunt lag einsam ein Hof. Der Deutsche riß den Hengst vom Zweigweg zurück. Er ritt am Ort vorbei, wo Tontelaia dem blonden Fremden Mais zwischen den Steinen zermahlen hatte.

Rodrigro aber sah Tontelaias Bruder im Dunkel eines breitästigen Baumes stehen, sah den breitkrempigen Sombrero und das Glimmen seiner Zigarette. Auch Tontelaia konnte nicht fern sein.

Die Indios von Carataribe saßen an den Feuern und sangen. Rodrigro weckte einen jungen Indio aus dem Knäuel der schlafenden Cobrajungen und schrie ihm einige Worte zu. Der stand auf und torkelte zu den Pferden. Die Frauen und Mädchen verschwanden scheu in den Häusern.

„Keinen Whisky — einen Agavenschnaps!" rief Jorn Rodrigro nach und stieg die Stufen hinauf. Er warf sich auf die Eisenbettstelle und starrte gegen die weißgekalkte Decke. Draußen wanderte ein heller Mond. Die Nacht war kühl. Im Erdgeschoß spielten die Kameraden Karten. Er hörte ihre rauhen Flüche.

„Ihr sollt herabkommen", sagte Rodrigo, der den Schnaps brachte, „Ihr sollt vom Meer erzählen!"

Jorn zuckte mit den Achseln und stürzte den Agavenschnaps hinunter. Er brannte höllisch in der Kehle. Er erhob sich dann vollends und trat zum Fenster.

Die Leute an den hellflackernden Holzfeuern huben eine neue Weise an.

„Es ist eine seltsame Nacht —", sagte Rodrigro, „die Indios werden bis zum Morgengrauen singen."

„Dieses singende Land ist schön, Rodrigro. Aber warum sind eure Liebeslieder so dunkel und schwer — wie das Haar eurer Frauen —?"

Rodrigro sah in das Gesicht des Deutschen. Das helle Mondlicht machte es erschreckend krank und fiebergelb. Die Augen lagen tief.

„Ich werde Chinin holen."

„Bleib!" fuhr Jorn ihn an und dann begann er, sich weit aus dem Fenster hinauslehnend, das Lied mitzusummen, das Adelita-Lied, das die Indios im Schein des nächtlichen Feuers sangen. Aber er wußte nicht, warum er dann plötzlich die Leute dort unten wild anbrüllte und Ruhe heischte, er wußte auch nicht, warum er in dem mondhellen Raum, in dem Rodrigro in eine Ecke zurückgewichen war, auf- und abschritt und das Liebeslied der Indios, das Adelita-Lied, laut zu Ende sang. Er fühlte nur, wie kalter Schweiß aus seinem Körper brach und die Glieder zu schlottern begannen. Er setzte sich auf die Bettkante und sprach nach einer langen Zeit merkwürdig ruhig einen Vers des Liedes vor sich hin: „Und wenn Adelita mit einem anderen ginge, ich würde ihre Spur verfolgen zu Wasser und zu Lande . . ., lachte bitter auf und schwieg. —

Es war still unten geworden. Nur eine Frau rieb in einem Haus noch Mais zwischen den Steinen für die Morgentortillas. Auch die Deutschen hatten das Kartenspiel gelassen. Einer kam die Treppe herauf und steckte den Kopf durch Jorns Tür.

„Na, Junge", fragte er, „wie steht's?"

Keine Antwort. Da winkte er Rodrigro bedeutsam zu sich heran und steckte ihm für alle Fälle eine Chininspritze zu.

Ab und zu fielen reife Kokosnüsse dumpf zur Erde.

Jorn stand einmal auf, suchte in allen Taschen nach dem Maiskolben, fand ihn nicht und setzte sich wieder auf das Bett zurück.

„Señor, Ihr solltet schlafen gehen, der Ritt war lang . . ."

Jorn hob das vergrabene Gesicht aus den Händen.

Ich weiß von einer Adelita, Rodrigro, wollte er sagen, von einer Adelita mit hellen Haaren. Ich bin ihr nicht ge-

Herbst.

Längst fielen welke Blätter
Zur kühlen Erde nieder.
Von Schweigen eingefangen
Sind alle Sommerlieder.

Die Dunkelheit ist stürmend
Aus ihrer Nacht gestiegen,
Doch wird nach diesen Monden
Das Lied des Lichtes siegen.

Verwandlung treibt die Stunden
Dem fernen Ziel entgegen —
Im Ring der Jahreszeiten
Ruhet Vollendungssegen.

Käthe Kamossa.

folgt — ich bin in ein Land gegangen, in dem goldgelbe Maiskolben wachsen, in ein Land, in dem mich das Fieber holen wird . . .

Aber er nahm die Büchse von der Wand, legte sie auf die Knie und begann sie zu putzen.

Durch die Stille draußen fiel ein Schuß.

Rodrigro sah den Deutschen an, ging schweigend nach unten und dem Schußhall nach.

Als Rodrigro zurückkam, stand Jorn langaufgereckt vorm Fenster.

„Euer Hengst liegt verendet . . . Tontelaia ritt, auf Yukara zu, davon.“

„Geh, guter Freund, — es war das Fieber nicht. Zum Meer aber reiten wir nicht wieder — doch morgen zur Jaguarjagd in den Wäldern am Girijalva!“

Rodrigo ging.

Das Feuer unten war niedergebrannt. Die Asche glomm.

Jorn sah in die mexikanische Morgendämmerung hinaus und dachte: Sie sind stolz, die glutäugigen Frauen in diesem Land, stolzer aber sind jene anderen, deren Haar wie Bernstein glänzt; sie sterben eher, als daß sie von ihrer Liebe sagen . . .

Büchertisch.

Arthur Schopenhauer / Sämtliche Werke.

Im Verlag Brockhaus ist nach der ersten von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe eine neu bea beitete und von Arthur Hübscher herausgegebene Ausgabe der Werke Schopenhauers erschienen. Von den geplanten Bänden mit acht Abbildungen und dem Faksimile einer Handschriftseite liegt zur Zeit der 1. Band vor. Artur Schopenhauer nahm seinem Verleger F. A. Brockhaus das Versprechen ab, den Anzeigen seiner Werke „keine Empfehlung“ beizufügen. „Werde mich schon selbst empfehlen“, meinte er; denn er war sich bewußt, ein neues philosophisches System geschaffen zu haben, „neu im ganzen Sinn d.s Wortes: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen.“

Schopenhauer hatte in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt in Briefen an Brockhaus den Wunsch ausgesprochen, bei ihm seine Werke zu vereinigen: „Es ist“, drängte er am 12. Dezember 1859, „jetzt Zeit, daß Sie hinsichtlich einer Gesamt-Ausgabe meiner Werke einen Entschluß faßten.“ Er selbst sollte die Ausgabe nicht mehr erleben. Sie konnte erst lange Jahre nach seinem Tode von seinem literarischen Testamentsvollstrecker Frauenstädt verwirklicht werden. Diese Frauenstädtsche Ausgabe blieb dann viele Jahre hindurch nicht nur die einzig maßgebende, sondern überhaupt die einzige Ausgabe von Schopenhauers Gesamtwerk. Der Verleger hat sich von jeher als Hüter dieses Werkes betrachtet und um so mehr bedauert, daß der letzte, in schlimmster Nachkriegszeit erfolgte Plattendruck der Bed utung des Schopenhauerschen Werkes nicht mehr entsprechen konnte.

Seit Jahren ist die Neugestaltung der Ausgabe geplant. Sie sollte der von Schopenhauer testamentarisch allein gewollten, von ihm in Anordnung und Auswahl im Großen und Ganzen selbst festgelegten bisherigen Gesamtausgabe entsprechen, den Text aber so bringen, wie er auf Grund der wissenschaftlichen Arbeit von Jahrzehnten heute als einwandfrei angenommen werden muß. Der erste Band ist nun zum 150. Geburtstag Schopenhauers erschienen. Dieser Gedenktag machte von neuem bewußt, daß Schopenhauers Werke zu den lebendigsten und erzieherischsten Büchern der philosophischen Weltliteratur gehören. Bis zum heutigen Tage hat seine Lehre gegenüber allen Gebieten des Lebens und des Denkens ihre Geltung erwiesen. Die besten Geister haben sich Urteile und Einsichten des Philosophen über Welt und Leben, über Kultur, Kunst, Religion und Ethik, über den menschlichen Charakter, über Geist und Seele zu eigen gemacht, kurz, Schopenhauer ist zu einer kulturellen Mach im Bereich der deutschen Kultur und weit darüber hinaus geworden.

Die Neuauflage des Gesamtwerkes bleibt die volkstümliche Ausgabe, die jeder braucht, der sich mit Schopenhauers Philosophie beschäftigen will. Zugleich aber wird sie allen Anforderungen der Wissenschaft gerecht.

Der Herausgeber Dr. Arthur Hübscher, Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft und erster Sachkenner, hat nicht nur die gesamte bisherige textkritische Arbeit verwertet, sondern darüber hinaus zum ersten Male die erhaltenen Handschriften Schopenhauers für die Textgestaltung herangezogen.

Das Buch der Erzählungen.

Im S. Fischer-Verlag in Berlin erschien soeben ein „Buch der Erzählung“ (900 S. Preis RM 5,80) — eine recht interessante Erscheinung auf dem Büchermarkt, auf dem nur noch dicke Romanwälzer gangbar zu sein schienen. Die Besinnung auf den Roman als das groß angelegte epische Kunstwerk ist gewiß ein gutes Zeichen gewesen. Jedoch sollte die Erzählung nicht vergessen werden — die Novelle, die Geschichte. Es ist daher ein Verdienst des obengenannten Verlages, dieses Buch der Erzählungen herausgebracht zu haben. Es enthält Werke verschiedenster Autoren, verschiedener Landschaften und Zeiten — obwohl eigentlich nur eine Epoche, die Vorkriegszeit, zur Auswahl vorlag.

Es ist außerordentlich reizvoll, sich durch diesen Band zu lesen. Das wechselnde Milieu und die Verschiedenartigkeit der dichterischen Formen fesseln. Man findet Menschenschicksale, Sagen, Abenteuer, Lyrisches und dramatische Anekdoten. Wie in einem Kaleidoskop verändert sich das Bild der Welt der Erzähler, beginnend von Ibsen bis zu den Dichtern unserer Tage. Jeder ein anderer — jeder ein neuer in seiner Art, aber jeder interessant.

Für die Menschen einer Volksgruppe im Ausland ist es in den wenigsten Fällen möglich, sich viele Bücher zu kaufen. Dieses hier besprochene Buch aber gibt die Möglichkeit, eine Reihe von Autoren kennenzulernen. Vielleicht regt diese oder jene Erzählung dazu an, einmal ein anderes, größeres Werk eines der vielen dort vereinten Dichter zu lesen. Dann hat das „Buch der Erzählungen“ einen großen Dienst geleistet.

Das Buch wird an langen Winterabenden vorzügliche Dienste leisten. Es ist trefflich dazu geeignet, sich mit ihm in einen Sessel zu setzen und darin zu lesen, oder im Freundeskreise daraus etwas vorzulesen. Schicksale und Landschaften, nicht zuletzt aber die Schreibweise wird uns gefangen nehmen. Über eine Erzählung, vielleicht eine ganz einfache Geschichte, wird manch einer zur Literatur geführt werden. Deshalb wollen wir wünschen, daß dieses Buch möglichst viele Leser finden möge.



Küsse in Graden gemessen.

Aus Los Angeles wird gemeldet:

Amerika hat wieder seine Sensation. Einer der zahlreichen Erfinder hat einen Apparat konstruiert, der mit peinlichster Genauigkeit die Leidenschaftlichkeit eines Kusses auf ein Zehntel Grad genau mißt. Die Einrichtung ist denkbar einfach. Die beiden Verliebten reichen sich die Hände, die nun an eine elektrische Leitung angeschlossen werden. Ein Meßgerät zeigt darauf von Null bis 120 Grad an, wie heftig man küßt. Ganz frisch Verliebte werden durch ein silberhelles Läuten einer Glocke in die Wirklichkeit zurückgerufen. Denn bei 90 Grad ertönt dieses „Warnungszeichen“. Die Spannung hat also beinahe den Höhepunkt erreicht.

Der glückliche Erfinder hat jetzt eine Stufenleiter der Empfindungen aufgestellt. Jung Vermählte müssen die Nadel zum Erzittern bringen. 95 Grad ist das „Mindeste der Gefühle“. Im Laufe der Ehe darf dann der Ausschlag der Nadel geringer werden. Bis zu 30 Grad kann er zurückgehen. Ein Freundschaftskuß darf 15 Grad niemals übersteigen. Die Einteilung gilt bis jetzt nur für die Bewohner der gemäßigten Zone. In südlichen Regionen ist die Liebe noch nicht in Grade eingeteilt worden.



Der verstreute Professor.



„Zum Donnerwetter! Wo hab' ich nun bloß meinen Füllhalter gelassen!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.